

Regensburger Landkreisbürger

Grüaß euch Gott, grüaß euch Gott, grüaß euch Gott mi-da - nand, aus-m
 Rengsch-bur-ger Land. Grüaß euch Gott aus-m Rengsch-bur-ger
 Land, Grüaß euch Gott! Ös Wis-de-rer Kör-bl-zäu-ner, Kruck-n-ber-ger
 Es-sig-bau-ern, Stau-fer Ver - gelts-gott, De-cher-ham-mer Schnouk-n,
 Bern-hards-wal-der Ver - brennt-n, Re-gen-stau-fer O-herm.

Grüaß euch Gott...

Ös Steinsberger Froschhaxn,
 Wolfsegger Broutschützn,
 Holzheimer Braunwadl,
 Lappersdorfer Gocklköpfer,
 Karether Mondscheinfanger
 Pettendorfer Ochsenjöchler.

Grüaß euch Gott...

Ös Pujnhoferer Pantoffelplätscher,
 Mattinger Hummeln,
 Graßlfinger Frösch,
 Barbinger Krautköpf,
 Sarchinger Brajstingln,
 Frejshamerer Knödlfresser.

Grüaß euch Gott...

Ös Geislinger Hexen,
 Pfatterer Maschn,
 Grejsauer Buttermillerer,
 Köferinger Schafböck,
 Schierlinger Gänshänger,
 grantign Sandinger und
 gfrassign Thalmassinger...!

Pfüat euch Gott...

*Text: Josef Fendl
 Musik: Ali Stadler*

Abb. 1:
 Der Sprechgesang
 „Regensburger
 Landkreisbürger“

Josef Fendl

Gänshänger und Gockelköpfer

Zur Entstehungsgeschichte von Dorfspitznamen im Regensburger Umland

Charakteristische Belege für eine latente Spottlust der Bayern stellen zweifellos die sogenannten Ortspitznamen dar. Diese bisweilen recht drastischen Formulierungen sind, so viel weiß man heute, nicht erst Erfindungen des vergangenen Jahrhunderts. Oft reichen sie weiter in die Geschichte der einzelnen Orte zurück, als man zunächst glauben möchte.

Im Gegensatz zu früheren Zeiten stellen sie jedoch heute kaum mehr massive Beleidigungen der Bürger der entsprechenden Gemeinden dar, sondern man sieht sie vornehmlich im sozialgeschichtlichen Kontext.

Die geschickteste Behandlung des Problems – um das gleich am Anfang vorwegzunehmen – ist zweifellos die „Flucht nach vorne“, wie sie beispielhaft die Gemeinde Schierling mit einem Gänshänger-Denkmal auf dem Marktplatz und einem „Gennshencker-Fest“ bewältigte. Ein weiteres Beispiel liefern die „Dechhammerer Schnoukn“, eine viel gefragte Musikgruppe.

Im Folgenden sollen – pars pro toto – die Ortsneckereien des Landkreises Regensburg einer nähe-

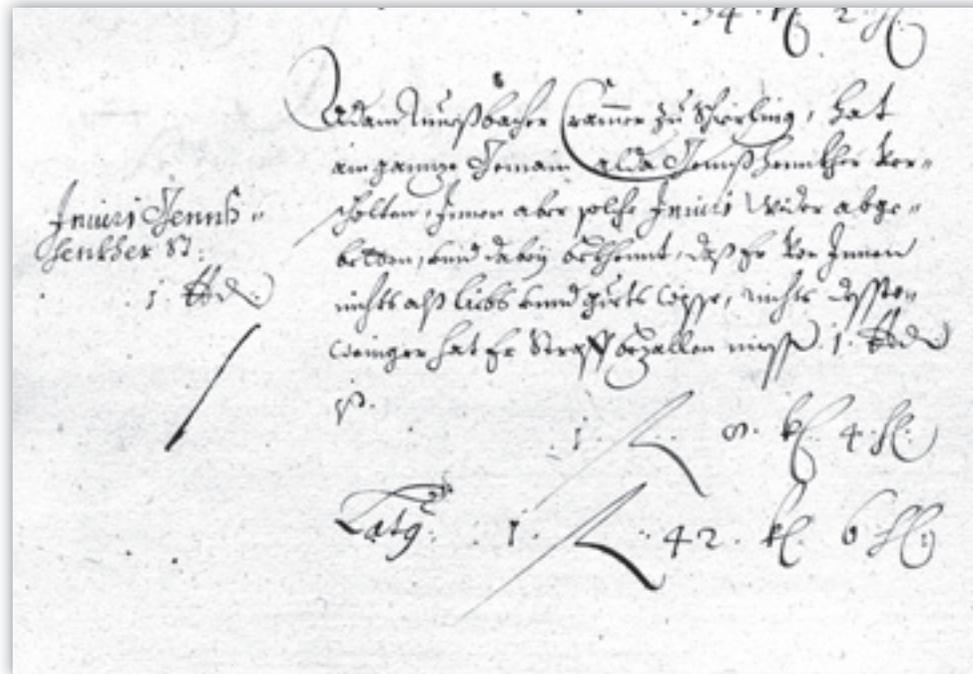


Abb. 2: Ausschnitt aus der Kelheimer Amtsrechnung des Jahres 1670 (Staatsarchiv Landshut, Kurbayern Hofkammer Ämterrechnungen Rentmeisteramt Straubing Nr. 2334)



Abb. 3: Der Schierlinger Gänshängerbrunnen, Tuschezeichnung von Erich Klimek

ren Betrachtung unterzogen werden. Da wäre als erster (weil möglicherweise ältester!) Übername jener der Schierlinger „Gänshänger“ zu nennen. Diese Bezeichnung war – urkundlich nachweisbar – schon im 17. Jahrhundert als Spottname im Gebrauch. Als nämlich 1670 der Schierlinger Krämer Adam Mueßbacher – vielleicht nach der Konsumierung etlicher Maß Bier – seine Mitbürger als „Gennßhenker“ bezeichnete, wurde er vom Kelheimer Gericht zu einer Strafe von einem Gulden, acht Kreuzern und vier Hellern verdonnert, obwohl er seine Verbalinjurie wieder zurücknahm und beteuerte, dass er von seinen Nachbarn nichts „als liebs und guets“ wisse. So nachzulesen in den Kelheimer Amtsrechnungen des Staatsarchivs Landshut.

Wie aber kam es zu diesen oft zitierten Übernamen? Nach allgemeiner Ansicht hatten die Schierlinger, um wenigstens einige Prachtexemplare ihres Federviehs vor immer wieder durchziehendem Kriegsgesindel in Sicherheit zu bringen, mehrere Gänse an Stiften unter der Laberbrücke (nach anderer Überlieferung an der rückwärtigen Schlossmauer) aufgehängt.

Vom weiteren Fortgang dieser Vorsorge-Aktion gibt es verschiedene Versionen. Während die einen behaupten, die Tiere seien unentdeckt geblieben, schon deshalb, weil sie sich stranguliert hätten, glauben andere zu wissen, die erfinderischen Kriegsleute hätten das Versteck der Gänse bald ausgemacht gehabt und den Schierlingern den Braten gründlich verleidet. Sei dem, wie ihm wolle, die Bürger dieses geschichtsträchtigen Ortes hatten nicht nur das Nachsehen, sondern auch ihren Spitznamen, auf den sie in der Folgezeit sehr empfindlich reagierten.

Trotz oder gerade wegen der sauren Reaktion der Schierlinger ließen sich die umliegenden Orte nicht

davon abhalten, die Geschichte von der Gänshänge-
rei im ganzen Land zu kolportieren. Und noch heute
kann man gelegentlich den Vers hören:

*„I bin halt von Schierling,
vom Gänshängerland,
i laß mi net spottn,
dös waar ja a Schand!“*

Das Adjektiv „gänshängerisch“ wurde darüber hin-
aus zum Synonym für „nicht ganz in Ordnung sein“. Möglicherweise ist aber dieser Übernahme eine Remin-
nizenz an einen in mehreren Gegenden Deutschlands
(und Westeuropas) üblichen volkstümlichen Wett-
kampfsport: das sogenannte Gänswürgen oder Gän-
sreißen (strangulatio anserum), das der niederbayer-
ische Aufklärer Hazzi noch 1808 aus der Erdinger
Gegend kennt.

Sollte dem nicht so sein, ließe sich unter Umstän-
den auch ein Zusammenhang mit dem Wappen des
Regensburger Bürgergeschlechts der Schirling kon-
struieren, die von 1504 bis 1556 eines der geschichtlich
bedeutsamsten Häuser der Keplerstraße besaßen: das
(nach ihrem Wappenbild benannte) Haus „Zum Peli-
kan“. Dabei stellt sich die Frage, ob die Schierlinger
Gans zum Pelikan hochstilisiert oder der Pelikan zur
Gans degradiert wurde, – wobei die letzte Ansicht die
wahrscheinlichere zu sein scheint und es durchaus so
gewesen sein konnte, dass man das Schierlinger Wap-
pentier etwas despektierlich als Gans bezeichnete.

Volkskundler beschäftigen sich heute vornehmlich
mit dem sozialkundlichen Aspekt solcher Namen, ge-
ben sie doch oft Aufschluss über Lebensgewohnhei-
ten, soziale Schichtung und Einkommensverhältnis-
se der Bevölkerung früherer Jahrhunderte.

Zwei der typischen Schnaderhüpfl, die noch vor
hundert Jahren landauf, landab gesungen wurden und
in die gleiche Kerbe schlugen, lauten:

*„Z Obersanding, z Untersanding,
rinnt a Bacherl für,
die gfrassign Thalmassinger
versaffa ois im Bier!“*

*„De Sandinger, de Grantinger,
de saufen so vui Bier,
de Hausinger, de Lausinger,
de können nix dafür!“*



Abb. 4:
Das Wappen der
Familie Schirling
im Wappenbuch
von Hans Hylmair
aus dem Jahr 1560
(Bayerische Staats-
bibliothek München,
Cgm 2015, S. 9)

Interessanterweise übersetzen manche Namenkundler den Namen des Gründers der Ortschaft Thalmassing (Talamázso) mit „Vielfraß“. Aber es wäre sicher vermessen, wollte man diesen Dorfspitznamen bis in die Zeit der bajuwarischen Herrschaftsbildung zurückdatieren.

Der Köferinger Imperativ „Schafbock, derrenn di net!“ – früher ebenfalls als Dorf-Spitzname gebraucht – führt vielleicht bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zurück, als die Wasserburg Köfering in der Hand des Johann von Stauf (auf Sünching) war, der sich als überzeugtes und streitbares Mitglied

des Böckler- und Löwlerbundes einen Namen machte, jenen Vereinigungen von Rittern vornehmlich des Straubinger Landes, die gegenüber ihrem Herzog recht selbstherrlich auftrumpften.

Am 2. Weihnachtsfeiertag des Jahres 1491 wurden aber die Burgen Köfering, Triftlfing und Sünching von herzoglichen Truppen erobert und geschleift. Der warnende Imperativ aus der Umgebung des Staufers hatte also nicht gefruchtet.

Der stattliche Ort Sünching, an der Bahnlinie Regensburg–Straubing gelegen, gilt heute noch im weiten Umkreis als (Sau-)Tonerlgemeinde, weil dort seit



Abb. 5: Blick in die Antoniuskapelle in Sünching mit ihren zahlreichen Votivbildern

Jahrhunderten der Heilige Antonius der Einsiedler als Patron der Haustiere, vornehmlich der Schweine, verehrt wurde. Die Hagiographie kennt Antonius aber auch als einen der vier heiligen Marschälle, die man sich als besonders einflussreiche Hofbeamte am Thron Gottes vorstellte. Ob nun hier ein Zusammenhang mit der Funktion der Sünchinger Ritter des 12. Jahrhunderts als Marschälle des Bischofs von Regensburg und ihrem Wappenbild, einem springenden Eber, besteht, mag dahingestellt bleiben.

Dieses Sünching war übrigens auch die Heimat des Passauer Hofnarren Hans Gerl, der im 16. Jahrhundert zwei weltlichen Herren und vier Fürstbischöfen zu Diensten war und von dem auf seinem Grabstein im Passauer Domkreuzgang zu lesen ist, dass ihm „der Schiffsleut Rauchfangkehrer Nam ... zum höchsten widerzam“ war, wobei offenbleibt, ob er diesen Spitznamen wegen seines Aussehens oder auf Grund obszöner Konnotationen bekam.

Im Regensburger Vorwald gibt es neben den Bernhardswalder „Verbrennten“ noch die Kürner „Schinder“. In Bernhardswald soll nämlich einmal in der kalten Jahreszeit ein Bettelmann oder Handwerksbursch in einem Backofen übernachtet haben. Der Bauer, der am nächsten Tag in aller Herrgottsfrüh zum Brotbacken anheizte, hatte den Schläfer nicht bemerkt, erst beim Ausräumen der letzten Glut seien dann die Knochen des Unglücklichen zum Vorschein gekommen. Seit dieser Zeit tragen die Bernhardswalder den Spitznamen „die Verbrenntn“.

Eine ähnliche Geschichte erzählt man sich von den Bürgern des Marktes Laaber (im Tal der Schwarzen Laber), die man als „Bettelmannsbrater“ verspottet. Tatsächlich ist in der Sterbematrikel des Ortes unter dem 16. Dezember 1594 vermerkt: „Ein bettelpüblein in des Lederer Stiebergers packofen tod gefunden worden.“



Abb. 6:
Detail des Grabsteins der Kunigunde von Sünching (+ 1296) in der Dominikanerkirche Regensburg

Im höher gelegenen und ärmeren Kürn soll noch in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein Hundefänger gelebt haben, der letzte einer ganzen Zunft von „Schindern“. Es ist deshalb bis heute nicht ratsam (nicht einmal zum Spaß!), in einer Kürner Gastwirtschaft eine „Dackelsulz“ zu verlangen.

Dagegen hatte der „Korea-Wirt“ auf dem Bruckhäusl im Otterbachtal Ende der 1950er Jahre nichts dagegen, dass seine Wirtschaft vom Altenthanner Pfarrer in einer Predigt mit dem Attribut belegt wurde, es ginge dort zu „wie in Korea“ – eine Bezeichnung, die bis heute Bestand hat.

Die Regenstauffer „O'herrn“ scheinen auf ähnliche Weise zu ihrem Spitznamen gekommen zu sein wie die Schierlinger „Gänshänger“. Während eines Krieges – ob es schon 1809 oder erst später war, kann nicht mehr gesagt werden – hatte ein Bürger des Marktes eine Zentnersau geschlachtet und sie der durchzie-

henden Soldaten (oder der Gendarmen) wegen im Bett des Großvaters versteckt. Sogar eine Zipfelmütze setzte er – einer glaubhafteren Täuschung wegen – dem Schweinskopf auf. Als nun tatsächlich das Haus durchsucht wurde und der Soldat fragte, wer da im Bett liege, bekam er zur Antwort, das sei nur der kranke „O'herr“.

Die Entstehungsgeschichte eines weiteren Regens-tauer Spottnamens – „die Blitzer“ – konnte bisher nicht dekodiert werden; angeblich bedeute dieses „Blitzen“ so viel wie Betteln.

Die Lappersdorfer „Gockelköpfer“ verdanken ihren Namen einem makabren Faschingsbrauch, der dort einmal ausgeübt worden sein soll: Stellvertretend für einzelne Lappersdorfer Bürger wurden Hähne zu „Sündenböcken“ gemacht, ihrer Schandtaten wegen angeklagt, vor ein Tribunal gezerrt, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Die „Gockelköpfer“ warfen die flatternden Hähne in die schaulustige Menge, bevor sie sie wieder einsammelten und für ein großes „Gockelfressats“ herrichteten.

Im Nachbardorf Kareth sollen einmal zu nächtl-cher Stunde einige Burschen, vom Kirta-Bier mutig gemacht, im Kirchturm nach einem angeblich sich dort versteckt haltenden Einbrecher gesucht haben. Die mit allerlei Gerätschaften Bewaffneten entdeckten aber zu ihrem Leidwesen nichts anderes als den Mond, der sich im Turmfenster gespiegelt hatte. Seit dieser Zeit gibt es die Karether „Mondscheinfänger“.

Weil einem Karether Bauern einmal sein Pferd in die Mistgrube gefallen war und seine Nachbarn die Rettungsaktion recht umständlich in Szene gesetzt haben sollen, werden die Karether auch als „Schimmelschinder“ bezeichnet, die schaulustigen Lappersdorfer dagegen als „Schau, Schau“.

Pettendorf ist die „Ochsenpfarre“, und die Pettendorfer sind die „Ochsnjöhler“. Der Name soll der

Überlieferung nach daher kommen, dass man in der ganzen Gemeinde keine Rösser aufreiben konnte, als einmal (vielleicht wieder im Kriegsjahr 1809?) ein neuer Pfarrer einzuholen war. Die Pettendorfer sollen damals kurzerhand Ochsen vor den Wagen gespannt haben.

Zweifellos eines der ärmsten Dörfer des Landkreises Regensburg war noch vor hundert Jahren Wolfsegg, an der alten Straße von Regensburg nach Kallmünz gelegen. Von seinen Bewohnern ging das Gerücht, wer dort heiraten wolle, müsse eine Prüfung ablegen, die darin bestehe, mit einer vollen Kirm und zwei Bündeln unter den Armen über einen meterhohen Zaun zu steigen, ein weiteres Zeugnis der Spottlust früherer Jahre. (Ähnliches wird aus Bad Abbach berichtet: Nur wer mit einem halben Zentner Erdäpfel über die Donau schwimmen konnte, galt als echter Abbacher.)

Die Wolfsegger werden auch „Broutschützn“ genannt. Dass sich dieser Spottname davon ableite, dass die Wolfsegger bei der Belagerung ihrer Burg mit Brotlaiben geschossen hätten, damit die Feinde glauben sollten, die Besatzung litte keinerlei Mangel, scheint recht unwahrscheinlich. Eher mag schon stimmen, dass die Wolfsegger früher immer wieder die Backöfen der Nachbardörfer ausgeraubt und damit gedroht haben, gleich von der Waffe Gebrauch zu machen. Die bange Frage: „San ebba d Wolfsegga wieder dagwen ...?“ war deshalb im Regensburger Umland nichts Ungewöhnliches.

Auch die Bezeichnung „Braunwadl“ für die benachbarten Holzheimer soll auf die „notigen“ Wolfsegger zurückgehen: Als einmal Bürger dieses armseligen Burgdorfes beim Kartoffelstehlen erwischt worden waren, sollen sie sich dem Richter gegenüber damit verteidigt haben, dass ja aus der Nacht- und Nebelaktion gar nichts geworden sei, weil die „Braunwadl“

(von den schmutzigen Füßen bei der Kartoffelernte?) schon mit Stöcken auf sie gewartet hätten.

Die Steinsberger gelten als die „Froschhaxn“, und die Pielenhofener werden als „Pantoffelplascher“ bezeichnet, weil sie früher nur mit (Holz-)Pantoffeln ins Wirtshaus gingen. Angeblich hatten bei einer Bittprozession die Pettendorfer die Pielenhofener einmal mit einem an die Kirchentüre angenagelten Pantoffel empfangen, worauf ein andermal die Pielenhofener ein Ochsenjoch an das Portal ihrer Klosterkirche hängten, als die Pettendorfer kamen.

Die Viehhausener sind „d’Odlzuzler“: Ihr Trinkwasser soll nämlich früher von miserabler Qualität gewesen sein. Und die Kallmünzer wurden als „Pflasterscheißer“ verspottet.

In Tegernheim gab es in jedem Sommer – wie im benachbarten Donaustauf auch – bis in unsere Zeit herein unzählige Stauzn. Wenn nun die Tegernheimer Frauen mit ihren Stadtwagerln barfuß zum Markt nach Regensburg zogen, riefen ihnen in Schwabelweis und Weichs die Kinder (schon oberpfälzisch!) nach: „Boafoußerte Dechahamera Schnoukn!“ Nach anderer Version waren die stechenden Stauzn nur eine Metapher für die Tegernheimer Burschen, denen früher das Messer sehr locker in der Tasche gegessen sein soll, ähnlich wie im nur elf Kilometer entfernten Sinzing, aus dem 1892 der „Rottaler Bote“ aus Regensburg berichtete: „Letzten Sonntag war im nahen Sinzing Tanzmusik, wobei eine fürchterliche Rauferei stattgefunden hat. Der Grund zum Streite waren natürlich wieder die Weiber. Die Maßkrüge flogen wie die Schneeflocken in der Luft herum und richteten eine fürchterliche Verwirrung an. Vier Exzendenten wurden gestochen, von denen einer bereits gestorben ist ...“

Dass man jenseits der Donau schon immer den Gürtel etwas enger schnallen musste als diesseits, ist nichts Neues. Aber Donaustauf z.B. wurde in einem

Jahr (1880) gleich von drei schlimmen Schicksalschlägen heimgesucht: Den Anfang machte ein riesiger Eisstoß, dann folgte im März eine verheerende Feuersbrunst, die über 60 Prozent der Wohnstätten und sogar das Thurn & Taxis’sche Schloss in Schutt und Asche legte. 650 Bürger wurden damals obdachlos. Zu allem Unglück folgte im Juli noch ein fürchterlicher Hagelschlag, der einen Großteil der Ernte vernichtete.

Aus diesen Gründen bekamen die Donaustauer das Recht, in weiten Teilen der Oberpfalz betteln gehen zu dürfen. Der bescheidene Dank für gewährte Hilfe führte dann wohl zu ihrem Spitznamen „d Stauerer Vergeltsgott“. Noch um 1890 wunderte sich eine englische Reiseschriftstellerin, „wie diese Donaustauer Fischer existieren können“, deren Kleider nur aus Fetzen bestünden, und sie meinte treuherzig, dass es nicht leicht sein könne, „unter so vielen Löchern das richtige für die Arme zu finden“.

Die Bacher und Kruckenberger sind die „Essigbauern“. Beim Trinken müssen sie immer zu dritt sein: einer, der einem zweiten den Wein in die Gurgel schüttet, und ein dritter, der dieses Opfer festhält ...

Die Barbinger wurden „Krautköpfe“ genannt, die Friesheimer (im Dialekt: Frejsshamer) „Knödlfresser“, und die Illkofener waren „die unter der geistlichen Herrschaft“ (Illkofen gehörte schon 1145 zum Regensburger Domkapitel und blieb es bis zur Säkularisation). Die „Sarchinger Brajstingln“ bezogen nach allgemeinem Dafürhalten ihren Namen von der altbayerischen Bezeichnung für Hirse (Braj), der auf dem (flug-)sandigen Sarchinger Boden besonders gut gedieh. „Stingl“ ist die mundartliche Bezeichnung für einen hochaufgeschossenen Burschen von eher abwartender Arbeitshaltung.

Andere wieder legen dem Namen das Wort „Brej“ = Brühe zugrunde und erinnern an die schlechten

Wege in früheren Zeiten. Dazu kam in Donaunähe das allzeit drohende Hochwasser, das den ungunstigen Zustand der Straßen und Wege nur noch verschlimmern konnte. Selbst vom sieben Kilometer weiter südlich gelegenen Mintraching ging früher die Redensart „Minekin – im Dreck drin“. Was nun diesen Ort betrifft, so gab es da noch eine andere Aussage mit versteckter Kritik an seinen Bewohnern:

*„Vor der Arndt Minekin,
nach der Arndt Mintraching!“*

Der Spitzname „Geislinger Hexn“ bezieht sich auf ein geschichtliches Ereignis aus den Jahren 1689 bis 1692, als in diesem Donaudorf das Hexenfieber zu grassieren begann, das über mehrere Familien Not und Tod brachte. Begonnen hatte es damit, dass im Haus des Johann Gruber angeblich die sieben Jahre früher verstorbene Frau des Bauern Johann Aumer erschien; geendet hat die Tragödie mit der Hinrichtung von fünf Erwachsenen und mehreren (zum Teil noch unmündigen) Kindern. Eine schlimme Zeit!

Mit den „Wiaderer (Wörtherer) Kerblzainern“ und „Besnbindern“ begeben wir uns wieder über die Donau hinüber, und es ist klar, dass es nur die reichen Bauern des Dungaues gewesen sein können, die ihre (übrigens auch politisch/territorial einer anderen Herrschaft, nämlich dem Hochstift Regensburg zugehörigen) Nachbarn mit diesen etwas despektierlich gemeinten Bezeichnungen treffen wollten, – Ressentiments, die über Jahrhunderte hinweg sorgsam gepflegt wurden und die auch eine am grünen Tisch vollzogene Gebietsreform nicht mit einigen Federstrichen hinwegwischen konnte. (Die von oben diktierte Verwaltungsgemeinschaft der Gemeinden Pfatter und Wörth wurde am 1. Januar 1980 wieder aufgehoben!) Während sich die Pfatterer

Burschen auf ihren (wohl selbstgestrickten) Wahlanspruch:

*„Drei Pfaderer Roubn,
drei Pfaderer Boum,
die san so raß,
daß s der Teifi net fraß!“*

allerhand einbildeten, kokettierten die Pfatterer Mädchen in der ganzen Nachbarschaft mit ihrer auffallend hübschen Gewandung, deren Krönung anscheinend eine nicht zu übersehende Masche (am Kleid? im Haar?) bildete, so dass man kurzerhand das Pfatterer Weibervolk, das schon von jeher ein bisschen auf der windreißerischen Seite gestanden sein soll, als „Pfaderer Maschn“ bezeichnete, wobei der Name offensichtlich als Kritik der so deutlich zur Schau getragenen Einbildung gemeint war. Ein adäquates Gegenstück also zu den Wiaderer Kerblzainern und Besenbindern! (Nach dem Volkskundler Bauernfeind soll „Mäschn“ eine Bezeichnung für die Handtasche der Frauen gewesen sein.) Der Pfaderer Pfennigfuchser dagegen ist wohl neueren Datums. Er erscheint im spaßhaften alliterierenden Text „Pfana-weih z Pfada“.

Die benachbarten Griesauer werden (nach einer alten Sage?) als „Buttermillerer“ bezeichnet: Eine Griesauer Bäuerin soll sich mit dem Teufel ins Benehmen gesetzt haben, um möglichst gute Butter zu bekommen. Aber wahrscheinlich ist dies nur ein ätiologischer Deutungsversuch. Nach anderer Version haben arme Griesauer Bauern ihre Milch verkauft und für den Eigenbedarf Buttermilch aus dem rund eine Stunde entfernten Puchhof geholt.

Im Regensburger Südwesten sollen die Mattinger „Hummeln“ von jeher einen etwas plumpen und schwerfälligen Eindruck gemacht und sich hin und

Pfanaweih z Pfada

Nach Pfiing-stu-Pfi-si-ta
 tion vom Pfar-er und Pfi-erung san scho vor - bei-gwen-hat Pfi-ei-er-wehr vo Pfa-da
 Pfa-na-weih ghabt. Hat Pfi-ei-er-wehr vo Pfa-da Pfa-na-weih ghabt.
 Pfi-ei is Pfa-na - jung-frau gwen und
 Pfi-te-ra-na san Spa - lier gstand-n. Pfi-er-wies-n hin-ter-m Pfi-am-ma-ger is
 vol-ler Leut gwen. Pfi-er-nd-l barns al - le an Pfi-el-ler-baam
 glosht. Pfi-er-ey und Pfi-ro-si habn zerscht grad für Pfi-er-ster au-Si - gschaut,
 a-ber wis Pfi-er-bal-ler kem-ma san, habn sie si af Pfi-er-ra-da pflanzt; Pfi-er-da hat
 Pfi-ei-sch-pflanzt-l im Pfi-er-di ver - gess-n, Pfi-er-da hat Pfi-ei-sch-pflanzt-l im
 Pfi-er-di ver - gess-n. Bis Pfi-er-n un-a

(Bis Pfi-er-n una-) nandpfledert is,
 daß sogar Pfi-er-ey abfludert san.
 Pfi-er is kaam angangen gwen,
 da hat so a Pfi-er-sackl vo Pfi-er-kofa

- vielleicht is er aa vo Pfi-er-kofa gwen -
 oan vo Pfi-er-af Pfi-er-ß
 oder af Pfi-er-scht-n tretn.
 Der aber hot koane Pfi-er-plantz gmacht,

is kemma wej a Pfi-er-scherpfeil
 und hat eahm glei Pfi-er-ge
 in Pfi-er-ge ghaht, daß Pfi-er-ge
 und Pfi-er-ge glogn san.
 In Pfi-er-ge ghaht, daß Pfi-er-ge
 und Pfi-er-ge glogn san.

Und Pfi-er-ge angeschwojn ist.
 "Du Pfi-er-er Pfi-er-ge-fuchser",
 hat der ander pfi-er-ge und pfi-er-ge,
 "i geh zum Pfi-er-ge!"

Der Pfi-er-er draaf: "Du Pfi-er-er,
 du Pfi-er-ge, mit deiner
 pfi-er-ge Figur vertragst
 ja net amol an Pfi-er-ge Bier!"

Pfi-er-ge machen sie's grichtsmaass!
 Pfi-er-ge und Pfi-er-ge
 wolln's a so, so sagn s',
 und af Pfi-er-ge, da pfi-er-ge s'.
 De wolln's a so, so sagn s',
 und af Pfi-er-ge, da pfi-er-ge s'.

Pfi-er-ge, pfi-er-ge! Pfi-er-ge-ge is am Pfi-er-ge.
 Pfi-er-er-kö-ge und Pfi-er-ge Leh-er-er mej-ge an Zeug-n ma-ge.
 Pfi-er-er-kö-ge und Pfi-er-ge Leh-er-er mej-ge an Zeug-n ma-ge.
 (In die Allerten gessprochen.)
 Pfi-er-er-kö-ge und Pfi-er-ge Leh-er-er.
 Ja, Pfi-er-ge di God, Pfi-er-ge di God,
 Pfi-er-ge di God!

T.: Josef Fendl
 M.: Ali Studler

Abb. 7: „Pfanaweih z Pfada“



Abb. 8: Brief aus Mönchengladbach, aufgegeben am 16. März 1982

wieder auch brummiger gegeben haben als die Einwohner der umliegenden Dörfer.

Die benachbarten Graßlfinger werden „Frösche“ genannt. Möglicherweise bezogen sie ihren Namen von moorig-sumpfigen Stellen ihres Gemeindegebiets und den dort anzutreffenden quakenden Inwohnern.

Ihre niederbayerischen Nachbarn, die Oberndorfer, werden als „Uhrversäuer“ verspottet, weil eine Abordnung der Gemeinde das ganze Geld verjubelt haben soll, das sie zur Bezahlung ihrer ersten Turmuhr mit nach Regensburg genommen hatte.

Die Seedorfer tragen den Spitznamen „Hojder“, der sich möglicherweise von der frühen Hohengebrachinger Heide herleitet, die erst (wieder) nach dem Dreißigjährigen Krieg besiedelt wurde. Da diese Neusiedler nicht der alteingesessenen Bevölkerung zugeordnet wurden, trägt der an sich neutrale Name doch einen etwas abwertenden Charakter.

Dass auch die angrenzenden Niederbayern Freude an solchen Ortsneckereien hatten, zeigt sich in dem Spruch:

*„Der Langquaidler Essig,
die Teugener Kleim (Kleie)
und die Schierlinger Gans
machen d Hauserer Brej ganz!“*

Dass solche Spitznamen zumindest für eine gewisse Zeit auch heute noch entstehen können, zeigt uns das Beispiel der Neutraublinger „Chopperer“. Was Bürgermeister und Gemeinderäten zusammengenommen selbst unter größten Anstrengungen längst nicht so schnell und gründlich gelungen wäre, brachte Ende Februar 1982 nahezu mühelos eine knarrig-blecherne Roboterstimme fertig: Die Regensburger Stadtrandgemeinde Neutraubling geriet in die Schlagzeilen nicht nur der deutschen, sondern auch der ausländischen

Presse und wurde – wenn auch nur für Tage – zum Treffpunkt der schreibenden und filmenden Zunft; die ostbayerische Industriegemeinde stieg auf zum Wallfahrtsort eines von der Technik angehauchten Okkultismus. Aus dem ursprünglich vermuteten Fäschingsscherz entwickelte sich in Windeseile ein kräftiges Rauschen weit über den deutschen Blätterwald hinaus. Sogar die Malaysia-Post im fernen Singapur berichtete das Makabre.

Was war geschehen? Ein Gespenst namens Chopper trieb in einer Zahnarztpraxis sein Unwesen, rülpste und grölte aus dem Waschbecken, warf mit ordinären und obszönen Ausdrücken nur so um sich, beleidigte Patienten und Putzfrau, flötete Liebevoll und stieß Morddrohungen aus, garniert mit unflätigem Grunzen und Krächzen. Die unartikulierten Schreie kamen aus Kloschüssel und Spucknapf, aus Wasserhähnen und Heizungsrohren, ja sogar aus der Steckdose. Die biedere Zahnarztpraxis in der bayerischen Provinz hatte sich zur Geisterbahn der Nati-

on gemausert. Witzbolde rieten den Neutraublinger Gemeinderäten, die fragliche Straße in Chopperstraße oder – noch besser – gleich den ganzen Ort in Choppertown umzubenennen. (Und einige Blätter und vor allem die Nachbarn machten auch umgehend davon Gebrauch.)

Dazu noch ein origineller Schlusspunkt: Ein am 16. März 1982 in Mönchengladbach aufgegebener Brief an den Heimatpfleger von Choppertown in Bayern (als alleiniger Anschrift) erreichte zwei Tage später problemlos seinen Adressaten.

Der Beitrag von Josef Fendl wurde bereits abgedruckt in: Christian Ferstl u.a. (Hg.), Dialekt – Namen. Mundart im Kontext der Onomastik. Beiträge zum 7. Dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald. Hetzenbach, 28.–30. April 2017, Regensburg 2019. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags edition vulpes, Regensburg.